Helene.

Roman von A. Lütetsburg.

(9. Fortsetzung.)

Der Gedanke hatte sich ihr aufgedrängt und sie war nicht einen Moment durch denselben beunruhigt. Es mußte sein — hier war eine zwingende Nothwendigkeit. Gewalt gegen Gewalt. Sollte sie die Hände in den Schloß legen während vielleicht schon an ihrem Untergange gearbeitet wurde? Das einzige, was ihr einige Besorgnisse einflößte, war der Gedanke an den Gatten, aber doch hoffte sie ihn, wenn der erste Sturm vorüber war, zu überzeugen, daß es keinen Ausweg gebe, als den von ihr vorgeschlagenen, und er würde sich fügen, wie er sich seither allen Anordnungen seiner ihm bei Weitem überlegenen Gattin gefügt hatte.

Ja, sie war ihres Sieges gewiß und trug den Kopf wieder höher und zuversichtlicher. Gegen Abend, bald nachdem sie ihren Gemahl von seinem Ritt, den derselbe am Morgen unternommen hatte, sah, begab sie sich in dessen Arbeitszimmer, wo derselbe nach wie vor einen großen Theil des Tages zu verbringen pflegte.

Der Freiherr hatte sich im Laufe der Zeit stark verändert. Obgleich noch jung, machte er doch, nicht minder durch sein mürrisches, finsteres Wesen, als auch durch das weiße Haar, den Eindruck eines älteren Mannes. In seinem ganzen Aeußern lag etwas Scheues, Zurückhaltendes, es gelang ihm nicht mehr, einem Menschen offen ins Auge zu schauen, und außerdem zeigte er sich außerordentlich schreckhaft. Jedes ungewöhnliche Geräusch, jede ungewöhnliche Erscheinung versetzte ihn in Angst und Unruhe, die er nicht zu beherrschen vermochte.

Zwischen dem Freiherrn und seiner Gemahlin bestand ein eigenthümliches Verhältniß. Es vergingen Tage und Wochen, ohne daß die Gatten sich auch nur anders als gelegentlich sahen — man wollte sogar behaupten, daß sie sich absichtlich auswichen, und keinesfalls hatte der junge Freiherr in seiner Gemahlin das gefunden, was er zu finden erwartet.

Von Liebe oder auch nur Zuneigung war zwischen diesen beiden Menschen, die für ein ganzes Leben aneinander gekettet waren, niemals die Rede, und die Leidenschaft, welche Franz von Birkenweiler einst für seine schöne Frau gefühlt, war längst verraucht, schon damals, als er einen tieferen Blick in ihr hartes, erbarmungsloses Herz gethan. Wie bitter war er betrogen! Ein schwacher Charakter, fühlte er doch, daß eine andere Frau einen guten Einfluß auf ihn hätte ausüben können, der ihn vor einer großen Sünde bewahrte.

Nachdem Franz von Birkenweiler den ersten Schritt gethan, das Kind seines Bruders um sein Erbtheil zu betrügen, war er auf der Bahn der Sünde rastlos vorwärts getrieben, die erste niedrige Handlung hatte alle anderen nach sich gezogen, und so bitter er auch bereute, so gern er auch das Geschehene ungeschehen gemacht, es gab keine Umkehr mehr. Was würde die Welt dazu sagen, wenn der Freiherr von Birkenweiler sich als ein Betrüger gewöhnlichen Schlages entpuppte?

Aber die Sünde, welche er begangen, zehrte an seinem Lebensmark und er mußte sie schwer, schwer büßen. Keine Freude erhellte mehr sein Leben, und selbst der Strudel von Vergnügungen in den er sich gestürzt, um zu vergessen, brachte ihm doch keine Ruhe vor den Schreckgespenstern, die ihn unablässig quälten. Da gab es kein Entrinnen.

Und es war, als ob der Anblick seiner schönen Gemahlin ihm noch besondere Schmerzen bereite und besondere Unruhe verursache. So mied er ihn, wo er nur konnte, und verwünschte den Tag, wo ihre strahlenden Augen, die nun längst ihren Glanz verloren, ihn entzückt.

An diesem Abend saß er still in seinem Zimmer. Obschon noch im Hochsommer und obschon die Sonne den Tag über vom wolkenlosen, tiefblauen Himmel niedergebrannt hatte, fror den Freiherrn doch, als er das hohe, lustige Gemach betrat, und er hatte dem Diener befohlen, das Feuer im Kamin zu entzünden. Nun flackerte die Flamme lustig empor und beleuchtete mit ihrem rothen Schein die prächtige Einrichtung des Zimmers, die werthvollen Gemälde berühmter Meister und die zierlichen Statuetten, die kunstvollen, alterthümlichen Vasen und noch manche andere Dinge, um dessen Besitz man ihn wohl beneidet haben mochte — für ihn hatten sie jeden Reiz verloren. Er hatte sich in einen Sessel beim Feuer niedergelassen und die Füße gegen den blanken Hoft gestemmt. So saß er, in dumpfe Träumerei verloren, in jedenfalls nicht freundliche Betrachtungen vertieft.

Da wurde die Thür geöffnet und das kaum merkliche Knarren derselben störte ihn nicht in seinem Sinnen. Wer konnte es sein? Wer kam zu ihm? Seine Freunde nannten ihn einen Menschenfeind und hatten sich längst nicht mehr um ihn gekümmert. Sein Kammerdiener? Der Freiherr war es gewohnt, daß derselbe um ihn beschäftigt war, ohne daß es ihm nur einfiel, ein Wort zu sprechen, weil sein Herr es nicht liebte.

Aber plötzlich fuhr der Freiherr zusammen, er hatte das Rauschen eines seidenen Gewandes gehört, und ehe er sich noch besinnen konnte, stand Frau von Birkenweiler an seiner Seite und ihre scharfen Augen waren mit durchdringendem Ausdruck auf ihn gerichtet. Eine finstere Wolke lagerte auf seiner Stirn und es war beinahe etwas Feindseliges in dem Blick, womit er dem ihren begegnete. Sie verfärbte sich leicht. Es war eine schwere Aufgabe, die sie zu lösen hatte, denn nicht zum ersten Male sagte ihr der Freiherr, daß die Stunde kommen werde, wo sie ihre Handlungsweise dem Kinde seines Bruders gegenüber schwer bereuen werde. So weit war sie nun freilich noch nicht, sondern sie fühlte sich im Gegentheil entschlossener als je, nun auch das begonnene Werk zu Ende zu führen, wenn nicht mit dem Willen ihres Gatten, dann ohne denselben.

„Franz," begann sie mit stockender Stimme, trotzdem sie sich auf diesen Augenblick wohl vorbereitet hatte, „es hat sich etwas zugetragen, oder vielmehr, ich befürchte, es ist etwas im Gange, das uns sehr auf unserer Huth sein lassen muß."

Er wandte ihr jetzt voll sein Gesicht zu, und sie sagte sich, daß sie in der begonnenen Weise nicht viel weiter kommen würde. Sobald sie irgend ein Zeichen von Unsicherheit verrieth, durfte sie nicht daran denken, ihn ihren Plänen geneigt zu machen.

„Ja, es ist etwas im Gange, und ich fürchte, die alte, hirnverbrannte Person aus der Klause hat ihre Hand im Spiele. Wenn wir dem nicht entschieden entgegentreten, so ist anzunehmen, daß all' unser Mühen seither ein vergebliches war."

„Das heißt Dein Mühen, Melanie," sagte der Freiherr kalt und ohne ein Zeichen von Schreck und Unruhe, denn er hatte sich lange Jahre hindurch mit dem Gedanken vertraut gemacht, daß es eines Tage so kommen würde.

„Darin einen Unterschied machen zu wollen, wäre thöricht genug," sagte sie mit Hohn. „Es war nicht minder Dein als mein Wille, daß das Testament des alten Freiherrn uneröffnet blieb, und wie wäre es möglich gewesen, wenn Tante Karoline jemals in Erfahrung gebracht hätte, daß Paul ein Kind, eine Erbin hinterließ."

Der Freiherr seufzte tief auf und starrte in die Feuergluth.

„Du bist ein Narr, Franz, und ohne Deine unverzeihliche Schwäche würde es niemals nothwendig gewesen sein, in der Weise gegen das Kind aufzutreten, wie ich es gethan habe."

Er sah sie erstaunt an und ein bitteres Lächeln umspielte seinen Mund.

„Willst Du mich auch dafür verantwortlich machen?"

„Mit großem Recht — die ganze Angelegenheit hätte damals gleich und gründlich zu Ende geführt werden müssen."

„Du sprichst in Räthseln."

Die Freiherrin wurde immer muthiger, immer entschlossener — die anfängliche Unsicherheit war vollständig überwunden.

„Ich befleißige mich deutlich zu sprechen, und wenn Du mich nicht verstehst, so liegt das wohl in Deiner Schwerfälligkeit. Das Testament Deines Vaters mußte vernichtet werden."

Der Freiherr sah seine Gemahlin mit einem Ausdruck an, der hätte bedeuten können, er bezweifle, daß sie im vollen Besitz ihres Verstandes sei.

„Wer hätte das thun sollen?"

„Du!"

„Und Du kannst in der That glauben, Tante Karoline hätte dazu ihre Einwilligung gegeben?"

„So mußte es ohne ihre Einwilligung geschehen."

„Das heißt?"

Der Freiherr war bei diesen Worten aufgestanden. Seine Stimme hatte einen heiseren, drohenden Klang und die Freiherrin schien für einen Moment bei dieser unerwarteten Wendung ihre Ruhe verloren haben. Aber hier galt kein Zögern, kein Schwanken — es mußte zu Ende geführt werden.

„Du hättest Dich auf jeden Fall in den Besitz des Documentes setzen müssen."

„Mit anderen Worten: ich hätte es stehlen müssen."

„Das ist ein harter Ausdruck, aber wenn Du ihn dafür wählen willst, so läßt sich dagegen nichts sagen. Das ändert an der Thatsache, daß die Handlung auf jeden Fall ausgeführt werden mußte, nichts."

Nur mit Mühe beherrschte sich der Freiherr. Sein letzter Rest von Stolz trieb ihm das Blut bei dieser Zumuthung in die Wangen, und mit unruhigen Schritten ging er einige Male in dem Gemache auf und nieder und blieb dann vor seiner Gemahlin stehen, die allen seinen Bewegungen mit gespannter Aufmerksamkeit gefolgt war. Er hatte vergessen, daß er eines Tages einen gleichen Gedanken gehabt.

„Noch nie hat ein Freiherr von Birkenweiler sich zu einer solchen Handlungsweise erniedrigt," sagte er tief aufathmend.

„Du irrst Dich. Einer Deiner Vorfahren.—"

Sie stockte plötzlich; der Blitzstrahl glühenden Hasses, welcher sie aus den Augen ihres Gatten traf, brachte sie zum Schweigen.

„Und Du glaubst, ich soll dem Beispiele dieses Vorfahren, der so viel Elend, so viel Jammer in unsere Familie gebracht hat, folgen?" kam es in schneidendem Hohne über seine Lippen.

„Es ist ein Act der Nothwehr, der Selbsterhaltung, Du bist es mir, Du bist es Deinem Kinde schuldig."

„Niemals, weder Du noch Margot können von mir verlangen, daß ich zum Diebe werde — eher sterben."

Es lag eine eiserne Entschlossenheit in den letzten Worten, eine Ruhe, die sie erschreckte. Darauf war sie nicht vorbereitet gewesen. Sie hatte in ihm ein williges Werkzeug zu finden erwartet und stieß hierbei auf den heftigsten Widerstand. Nur mit Mühe behauptete sie ihre Fassung, noch hoffend, daß er seinen Sinn ändere, wenn sie ihm den wahren Sachverhalt mittheilen werde.

Auch das erwies sich als nutzlos. Die hellen Schweißtropfen waren ihm vor die Stirn getreten, als sie ihm die Schande ausmalte, welche den Namen Birkenweiler treffen würde, wenn er bei seinem Entschluß, Tante Karoline in dem Besitz des gefürchteten Documents lassen, verharre. Er sah bleich und verfallen aus, so nie wohl hatte der Druck des selbstverschuldeten Unglücks so schwer auf ihm gelastet, als in dieser Stunde. Sie sagte ihm, daß eine einzige Handlung ihn frei machen könne von dem Druck, daß es in seiner Macht liege, seine Nichte reich und vornehm zu machen; sie wußte Helenens Talente und Fähigkeiten in dieser Stunde nicht genug zu rühmen.

Alles vergebens! Der Freiherr hatte längst die Ursache alles Elends erkannt, der Gedanke an die Gefahr, daß das an Helene ausgeübte Unrecht eines Tages entdeckt würde, lastete wie ein Alp auf seiner Seele, und wohl war es ein wonniger Gedanke, sich davon zu befreien, aber um den Preis eines neuen Verbrechens — niemals. Er fühlte sich müde und gebrochen von dem langen Kampf, das einsame, freudlose Leben, das er an der Seite dieser Frau geführt, machte ihn apathisch, ihm fehlte die Thatkraft, und schon die Vorstellung, was sie aufs Neue verlangt, versetzte ihn in Wuth, die sich in seinen fahlen Zügen widerspiegelte. Noch einmal versuchte sie ihn durch Bitten und Vorstellungen zu erweichen. Sie schlug einen Ton an, der vielleicht vor langen Jahren Eindruck auf ihn gemacht hätte, aber jetzt fand er in seinem Herzen keinen Widerhall mehr.

„Franz, denke wenigstens an Margot! Sie ist so schön, so liebenswerth und würde gewiß bald eine vornehme Partie machen."

„Sie muß unter den bestehenden Verhältnissen diese Partie aufgeben. Glaubst Du, ihr künftiger Gatte würde es uns Dank wissen, daß wir ihn betrogen?"

Die Freiherrin schauerte zusammen, es wurde ihr dunkel vor den Augen. Sollte sich die Schuld an ihrem Kinde rächen, für welches sie gesündigt?

„Du siehst zu schwarz, Franz. Was wir gethan haben, würden viele Andere thun."

„Unsere Ansichten darüber sind himmelweit verschieden und darum wollen wir das fallen lassen. Ich kann und will Dir nicht helfen."

Es war sein letztes Wort, sie fühlte es. Was war mit diesem Mann vorgegangen? Nichts weiter, als daß er sich mit einem Rest von Stolz weigerte, einen gemeinen Diebstahl zu begehen. Vielleicht wenn sie ihn in einer andern Stimmung getroffen, oder ihre Absicht in andere Worte gekleidet hätte, würde sie ihn gefügiger gefunden haben.

Die Freiherrin ging, Zorn und Wuth in ihrem Herzen; es hatte den Anschein, als ob sie die Macht über den Mann verloren habe, der sich früher niemals ihrem Willen widersetzt, aber sie war auch fest entschlossen, ihren Plan dennoch in Ausführung zu bringen, wenn es sein mußte — allein.

Der Freiherr hatte sich, nachdem die Thür dröhnend hinter seiner Gemahlin in's Schloß gefallen war, wieder in seinen Sessel niedergelassen und starrte von Neuem in die aufzüngelnden und verlöschenden Flammen, bis seine Augen schmerzten. Einige Male seufzte er tief auf und er fuhr sich mit der Hand über die Stirn, dann saß er wieder still und nachdenklich wie zuvor.

Seltsame Bilder waren es, die ihn bewegten, die ihn beunruhigten und ihn dann wieder aufrüttelten. Die Vergangenheit zog an seinem inneren Auge vorüber, und wie sonnig war ein Theil der Tage, die mit ihr im Zusammenhang standen, bis zu dem Tage, wo er die schöne, stolze Frau zum ersten Male sah, der er sein Herz geschenkt. Von dem Tage an aber zogen sich Kampf und Streit wie ein rother Faden durch sein ganzes Leben, und nirgends mehr fand er Ruhe und Rast, als hier in der Stille und Einsamkeit dieses hohen, lustigen Gemaches, wo Niemand zu ihm kam und ihn störte. Er hatte gehofft, wenigstens in dieser Ruhe und Abgeschiedenheit fortleben zu können, und nun hatte sein Weib ihm soeben neuen Kampf angekündigt.

Wie tief mußte sein Name in den Schmutz herabgezogen werden, wenn Alles zu Tage kam! Er glaubte schon das leise, heimliche Raunen und Flüstern zu hören, sah sich die Freunde und Bekannten einander zuneigen, ihn mit seltsamen Blicken betrachtend — es war doch kaum zu glauben, daß der Freiherr von Birkenweiler eine so große Sünde begangen hatte.

Von furchtbarer Unruhe gepeinigt, war der Freiherr endlich aufgesprungen und begann abermals auf und ab zu schreiten — rastlos, unaufhaltsam. Sein Hirn brannte, während Grabeskälte die feuchte Stirn umwehte. Es gab eine Möglichkeit, sich von diesen Qualen frei zu machen, und sein Weib hatte ihm den Weg gezeigt, den er gehen mußte, um Frieden zu erlangen.

So oder so! Tante Karoline würde nun einsehen lernen, wie sehr sie mit ihrem Urtheil über die Birkenweiler'sche Familie recht gehabt, oder sie hatte es wohl gar bereits erkannt. Wenn es aber der Fall war, konnte es dann in Betracht gezogen werden, ob sich der Sünde, die er an dem Kinde seines Bruders begangen, eine andere beifügte? Wenn es nur nicht ein gemeiner Diebstahl oder gar Raub gewesen wäre!

Er durchwanderte noch eine Weile das Gemach, während sein Gesicht immer bleicher wurde, seine Augen immer unheimlicher funkelten. Plötzlich blieb er stehen. Sein Blick war auf einen prachtvoll eingelegten Schrank von vorzüglicher Arbeit gerichtet, und es war, als ob es in dem Antlitze des Freiherrn nicht mehr so arbeitete. Dann trat er an den Schrank, schloß ihn auf und nahm einen Kasten heraus, den er auf den Tisch stellte, indem er den Deckel zurückschlug.

Zwei prächtige Revolver blitzten ihm entgegen, und prüfend nahm er erst den einen und dann den andern zur Hand, während ein befriedigtes Lächeln über sein Gesicht glitt. Wieder athmete er tief auf, aber es war ein Seufzer der Erleichterung. Er spannte den Hahn und besah die glänzende Waffe nach allen Seiten — es war kein Fehl, kein Makel daran, und im Nothfall —

Er dachte nicht zu Ende, es hatte wohl noch Zeit. Aber er war ruhiger geworden — er brauchte wenigstens nicht ein Dieb, ein Räuber zu werden und seinen freiherrlichen Namen mit neuer Schmach bedecken. Würde er es nicht thun mit einem Selbstmord? Daran dachte er nicht, wollte er nicht denken, dazu war er zu sehr Egoist.

Was kümmerten ihn die Ueberlebenden? Was schadete es ihm, wenn Weib und Kind nie mehr frei um sich blicken, nie mehr aufathmen konnten? Sein Weib haßte er, und Margot? Sie zeigte ihm nie, daß nur ein Funke von Liebe in ihrem Herzen für den Vater war. Sie kam nie anders in seine stille Abgeschiedenheit, als wenn sie eines neuen Schmucks, einer neuen Ballrobe und dergleichen bedurfte. Er war so lange allein in der Welt fertig geworden mit einer großen Sündenlast auf dem Herzen — wie wohl der hochmüthigen Freiherrin zu Sinne sein würde, wenn nun plötzlich das stolze Gebäude zusammenbrach?

Der Freiherr ging zur gewohnten Stunde zur Ruhe und schlief so gut wie an jedem andern Tage — er fühlte sich von einer großen Last befreit. Anders war es mit der Freiherrin, die sich in einem qualvollen Zustand von Aufregung befand und sich kaum zu beherrschen wußte. Mit rastlosen Schritten durchwanderte sie die langen Zimmerreihen, nirgends Ruhe findend.

Die Lichter im Schlosse waren gelöscht, aber der Mond sandte sein Licht durch die großen Bogenfenster und so konnte sie doch jeden Gegenstand klar vor sich sehen. An einen solchen Ausgang hatte sie nicht gedacht. Es gab wohl kaum einen Menschen, der mehr für die Ehre seines Namens besorgt war als der Freiherr, und doch hatte er sich so entschieden geweigert, den letzten Schritt zu thun, der ihn in der That von aller Sorge und Angst für immer hätte frei machen können. Sie fühlte, daß sie nicht allein die Macht über ihren Gatten verloren hatte, sondern daß er sie glühend haßte — ein einziger Blick aus seinen Augen hatte es ihr gesagt. Von ihm war nichts zu erwarten und doch mußte ihr Plan zur Ausführung gebracht werden.

Aber wie? Sie sollte nach der Klause gehen und daselbst zunächst Umschau halten, um ihren Plan besser vorbereiten zu können. Noch nie hatte ihr Fuß die einsame Behausung des alten Fräuleins betreten und so war ihr die innere Einrichtung derselben durchaus fremd geblieben, es wäre aber für die Ausführung ihres Vorhabens gewiß von großem Nutzen, wenn sie mit den Localitäten bekannt war. Was sollte sie thun? Wenn sie jetzt zu dem alten Fräulein ging mit einer versöhnlichen Miene, sie, die so lange Jahre jede Gemeinschaft abgelehnt, denn auf Tante Karoline haftete in den Augen der Welt ein Makel. Welche Aufnahme würde ihr zu Theil werden?

Nein — so nicht. Ein solches Zusammentreffen würde für sie die tiefste Erniedrigung enthalten und sie noch dazu um keinen Schritt weiter bringen. Aber wie denn? Sollte sie, die Freiherrin von Birkenweiler, sich Nachts in die Klause schleichen und hier einen Raub ausführen? Immer bunter wirbelten ihre Gedanken durcheinander, immer heißer brannte der Kopf, immer fieberhafter pochte und hämmerte es in den Schläfen. Es gab noch einen Ausweg. Sie schauerte fröstelnd zusammen und blickte scheu nach allen Seiten um.

Der Mond schien taghell, aber doch nicht hell genug, jeden Winkel zu durchdringen. Nichts aber ist im Stande, eine überreizte Phantasie mehr zu erhitzen, als ein ungewisses Licht, und wie wirr und wüst mußte es in dem Kopfe der Freiherrin aussehen, wenn solche Gedanken erzeugt werden konnten, wie sie in ihr Raum fanden. Bereuen konnte sie nicht, daß sie für die Erhaltung ihres Reichthums Sorge getragen, bereuen konnte sie nur, daß sie nicht vorsichtiger gewesen war.

Warum lebte dieses Mädchen noch?

Die Frage hatte sich an sie herangedrängt, und diese Frage brachte das Grauen im Gefolge, was sie so plötzlich ergriffen. Eiligst floh sie in das taghell erleuchtete Schlafgemach zurück, jede Thür sorgfältig schließend, als fürchte sie, von den Schreckgestalten verfolgt zu werden, die sie in dem alten Ahnensaal in den dunkeln Ecken und Nischen zu sehen geglaubt.

Warum lebte Helene noch? Wenn sie gestorben wäre, würden alle Sorgen, alle Befürchtungen ihr Ende erreicht haben. Sie hätte früher daran denken müssen, jetzt war's zu spät — ein junges blühendes Mädchen stirbt nicht so leicht, wogegen der Tod eines fremden Kindes keinen Verdacht erweckt haben würde. Die Freiherrin überlegte das Alles mit einem Gleichmuth, der einen furchtbaren Beweis lieferte, wie tief sie bereits in den Banden der Sünde verstrickt war. Ja, sie ging noch weiter. Es muß freilich hinzugefügt werden, daß sie keinen Ausweg sah, um begreiflich zu machen, wie sie sich einem letzten Auskunftsmittel zuwenden konnte, das sie zu einer gemeinen Verbrecherin stempeln würde, wenn sie es zur Ausführung brachte.

Wenn Helene beseitigt war, hatte jede Unruhe und Besorgniß für immer ihr Ende erreicht, vielleicht auch wenn das alte Fräulein starb. Der Tod der Tante aber konnte kaum Jemandem auffallen, denn sie war eine alte Dame und hatte weder Freunde noch Bekannte, die nur Nachfrage halten würden, wenn sie starb. Ja, hier war ein Ausweg.

Erst spät legte die Freiherrin sich zur Ruhe nieder und fand auch Schlaf. Ihr letzter Gedanke war, daß sie sehr thöricht gehandelt hatte, ihrem Gemahl irgend eine Mittheilung zu machen, wodurch sie möglicherweise einen Verdacht erwecken konnte.

11. Capitel.

Tante Karolinens Nachforschungen.

Nachdem an jenem Morgen Helene nach dem Schlosse zurückgekehrt war, hatte auch das alte Fräulein alsbald versucht, sich von ihrem Lager zu erheben. Aber sie fühlte sich zu schwach. Die gewaltige Aufregung, in welche sie durch Helenens Mittheilungen versetzt worden war, übte eine niederschmetternde Wirkung auf ihren physischen Zustand aus. Je stärker der Geist arbeitete, desto müder und erschlaffter zeigte sich der Körper.

Sie seufzte aus tiefster Brust auf. Warum hatte sie nicht früher diese Entdeckungen gemacht, als ihr Körper noch rüstig und jeder Anstrengung gewachsen war? Nun mußte sie Alles in fremde Hände legen, und doch hätte in jeden Schritt selbst thun mögen, um sich die Gewißheit zu verschaffen, an welcher sie kaum noch zweifelte.

Sie zwang sich zur Ruhe, zu besonneneren Gedanken und versuchte das arbeitende Gehirn zu besänftigen. Nach und nach gelang es ihr, die Gedanken gingen nicht mehr wild und verworren durcheinander, sondern reihten sich zu einem Ganzen, zu einer Kette, an welcher kaum noch ein Glied fehlte. So klar und deutlich lag das ganze Gewebe von Hinterlist und Bosheit vor ihr, daß sie sich nur wunderte, warum sie nicht früher Verdacht geschöpft.

Und doch war dieser Umstand so sehr natürlich. Sie hatte nichts von der Existenz dieses Kindes gewußt. Franz brachte ihr den Todtenschein von Paul's Gattin und der Schmerz um den Tod der Tochter ihrer einstigen vielgeliebten Freundin hatte Tante Karoline so mächtig erschüttert, daß sie weder nach weiteren Einzelnheiten geforscht noch gefragt hatte. Es blieb sich ja gleich, wie Marianne gestorben war.

Dann kam Helene nach Schloß Birkenweilen; lange nach Mariannens Tode sah sie das Kind zum ersten Male und nur flüchtig, dann lange Jahre nicht wieder.

Man hatte dem Kinde, unter Androhung der härtesten Strafen, verboten, den jenseitigen Park zu betreten, und Helene wagte lange nicht, das Verbot zu übertreten. In spätern Jahren waren die Eindrücke, welche das Kind noch aus seiner ersten Jugendzeit gehabt, zum Theil wohl ganz verwischt, sie hatten anderen, die mit der Gegenwart im Zusammenhang standen, Platz gemacht, und dann waren Helenens Besuche immer so kurz, daß es niemals zu einem rechten Aussprechen kam. So wußte Tante Karoline eigentlich von der Vergangenheit des Kindes wenig genug, sie hatte auch keine Ahnung von dem Zeitpunkte, wo Helene nach Birkenweiler kam, das alte Fräulein dachte auch nicht daran, dieserhalb Nachforschungen anzustellen.

Sie hatte sich nur mit magischen Banden zu Helene hingezogen gefühlt. Wenn diese sie mit ihren großen, hellen Augen anblickte, so war es ihr immer weich und wehmüthig ums Herz geworden und sie hatte dann oftmals einer fernen, längst entschwundenen Zeit gedacht, doch ohne daß es ihr jemals eingefallen wäre, Vergleiche anzustellen oder eine Aehnlichkeit zu machen.

Nun war Alles wie mit einem Schlage verändert, und sie fragte sich, ob sie denn blind gewesen sei. Indem sie sich Helenens Bild vergegenwärtigte und das Miniaturporträt ihrer einstigen Freundin betrachtete, glaubte sie Zug um Zug eine Aehnlichkeit zu entdecken. Da war das hübsche Oval des Gesichtes, die feinen, regelmäßigen Züge, die Nase und der kleine Mund, ja sogar das wellenförmig gescheitelte Haar, welches sich so weich und anmuthig an die Schläfen schmiegte. Tante Karoline zweifelte nicht mehr — Helene war das Kind Paul's von Birkenweiler, die man auf ruchlose Art und Weise um ihr Erbtheil und ihren Namen betrogen. Leicht würde der Kampf gegen den Freiherrn und seine Gemahlin nicht sein und Klugheit war hier vor allen Dingen geboten. Sie kannte ihre Gegner und wußte, daß sie auf ihrer Huth sein mußte, verhehlte sie sich doch keinen Augenblick, wie schwer der Freiherr durch einen solchen Schlag getroffen werden würde.

Sie fühlte Mitleid, nicht mit der stolzen, hochmüthigen Frau, aber mit ihm, sie wußte, daß der Grundzug seines Charakters eine unverzeihliche Schwäche war, aber weiter konnte man ihn kaum für etwas verantwortlich machen, denn wenn er schlecht gehandelt hatte, so mußte man als die Triebfeder des Bösen die Freiherrin ansehen. Freilich konnte das nicht als eine Entschuldigung für ihn gelten, wohl aber als etwas, was Mitleid verdiente. Dennoch dachte Tante Karoline nicht einen Augenblick daran, ob es möglich sein werde, ihm einen Theil der Niederlage zu ersparen. Hier gab es nur ein Entweder — Oder, Helene oder die Familie des Freiherrn, und da die Schuld auf Seiten der letzteren war, so mußte auch daselbst die Sühne und Buße sein.

Tante Karoline hatte sich wieder auf ihrem Lager ausgestreckt und dachte nach. Wenn sie gesund gewesen wäre, würde sie die Klause der Aufsicht einer Frau aus dem Dorfe übergeben haben, um sogleich nach der nächsten Stadt zu gehen und mit einem Advokaten Rücksprache zu nehmen.

Nun mußte sie warten, bis Herr Bornheim, an den sie bereits am vorhergehenden Tage geschrieben hatte, kam. Vielleicht erschien er schon im Laufe dieses Tages, und sie wollte dann gleich alle Vorsichtsmaßregeln treffen, die ihr nothwendig erschienen, Helenens etwaige Ansprüche zu sichern. Nachdem sie so ihren Entschluß gefaßt und ruhiger geworden war, sank sie in einen Schlummer, aus welchen sie nach einigen Stunden gestärkt und gekräftigt erwachte.

Das alte Fräulein war dann aufgestanden und hatte nicht bemerkt, daß es ihr sehr schwer geworden sei. Sie fühlte sich frischer und kräftiger, als seit langer Zeit, und wenn das auch nicht in Wirklichkeit der Fall war, so verlieh der feste Wille, gepaart mit Erregung, ihr die nöthige Kraft.

Nachdem sie sich sorgsam angekleidet und sogar einige Sorgfalt auf ihre Toilette verwendet, an welcher sie es freilich immer nicht fehlen ließ, begab sie sich daran, ihre Papiere zu ordnen, um Alles in Bereitschaft zu haben, wenn der Advocat kam. Als Frau Dietrich erschien, welche die häusliche Arbeit für das alte Fräulein verrichtete, war dieselbe erstaunt, letzteres aus dem Bette und in voller Thätigkeit zu finden. Sie wurde aber sogleich wieder fortgeschickt, doch bat Tante Karoline sie, am Nachmittage wieder zu kommen, da sich vielleicht noch Arbeit finden würde.

Herr Bornheim kam nicht, doch sandte er gegen Abend einen Boten, der ihn auf den morgenden Tag um elf Uhr anmeldete. Für die Ungeduld des Fräuleins war dieser kurze Aufschub schon unangenehm, doch mußte sie sich mit einem Seufzer in das Unvermeidliche fügen. Sie hatte inzwischen all' ihre Vorbereitungen getroffen, die sämmtlichen Papiere geordnet, so daß kein weiterer Aufenthalt entstehen konnte. Zuerst beabsichtigte sie, Alles auf dem Tisch ausgebreitet liegen zu lassen, doch besann sie sich eines Besseren und legte die Documente in den eisenbeschlagenen Kasten, der in ihrer Schlafstube seinen Platz gefunden, zurück.

So bestimmen oft kleine, an sich unwichtige Handlungen über die ganze Zukunft eines oder auch vieler Menschen.

Früh am folgenden Morgen, als kaum im Osten der erste Morgensonnenstrahl emporblitzte, eilte eine große Frauengestalt den ungewohnten und selten betretenen Weg am Abhang entlang der Klause zu. Es war die Freiherrin. Nachdem sie einige Stunden geschlafen hatte, erhob sie sich wieder von ihrem Lager — sie sah durch die schwerseidenen Vorhänge den Morgen anbrechen und die Stunde dünkte sie eine geeignete, das Feld ihrer Thätigkeit zu recognosciren. Seit langen Jahren hatte ihr Fuß den Weg nicht betreten. Nachdem sie ein Hauskleid von dunklem Wollstoff angezogen und sich in einen großen schwarzseidenen Mantel gehüllt hatte, trat sie ihren Weg an. Sie fühlte sich nicht mehr beunruhigt und geängstigt, es war jetzt in ihrem Kopf vollständig klar und sie wußte, was sie wollte. Entdeckung durfte sie hier niemals fürchten.

Als Tante Karoline früh am Morgen erwachte und, ihre Augen öffnend, durch die Thür ihrer Schlafstube in das Wohnzimmer sah, glaubte sie eine große dunkle Gestalt von ihrem kleinen weinumrankten Fenster schnell zurücktreten zu sehen. Aber vollständig ermuntert, belächelte sie die Idee. Wer sollte zu ihr kommen! Seit wie vielen Jahren hatte, außer Frau Dietrich, Helene und je zuweilen Herr Bornheim, Niemand den Weg betreten, der zur Klause führte. Die alte Dame schlief bis in den hellen Morgen hinein, nicht ahnend, welcher Gefahr, sie durch einen unbedeutenden Umstand entgangen war. Wie, wenn die Freiherrin von Birkenweiler die Papiere und Documente, welche vielleicht ihren und ihrer Familie Untergang besiegeln sollten, wohlgeordnet auf dem Tische hätte liegen sehen? Wer mochte wissen, ob nicht der geeignete Moment sie zu einer Handlung verleitet hätte, die für immer über Helenens Zukunft entschied?

So hatte die Freiherrin nichts gesehen, bis auf die Einrichtung des Zimmers, aber diese hatte sie sich auch sorgfältig gemerkt, um weitere Vorbereitungen zur Ausführung ihres furchtbaren Planes zu treffen. Sie sagte ihrer Kammerfrau, daß sie eine kleine Reise zu unternehmen gedenke, und ließ sich zu diesem Zweck ihre Koffer packen und nach der Bahn bringen. Das Gepäck wurde als Eilgut aufgeliefert; die Freiherrin selbst ließ sich eine Stunde später nach der nächsten Bahnstation bringen, ohne daß sie irgend eine Mittheilung, wohin sie zu reisen gedenke, zurückgelassen hatte.

Pünktlich um 11 Uhr war der Advocat Bornheim in der Klause des alten Fräuleins erschienen und hatte dasselbe, seinen Erwartungen entgegen, vollständig wohl und munter gefunden, ja, von einer Rührigkeit, wie er sie, besonders in letzter Zeit, nicht mehr bei ihr gekannt. Sie empfing den alten Freund, der so lange Jahre treu zu ihr gestanden hatte, mit großer Freude und theilte ihm mit, daß sie gesonnen sei, noch heute ihr Testament zu machen.

„Und Sie haben noch die Absicht, Ihre Familie zu enterben und Ihr ganzes ungeheures Vermögen milden Stiftungen zu hinterlassen?" fragte Herr Bornheim, und in den Worten lag ein nicht geringer Vorwurf.

„Nein, wenn auch mit meiner Familie nicht die jetzige Freiherr von Birkenweiler'sche Familie gemeint ist. Ich habe andere Erben," setzte sie mit einem triumphirenden, fast glückseligen Lächeln hinzu.

Der Advocat sah die alte Dame beinahe bestürzt an und sie schien sich an seiner Ueberraschung zu weiden.

„Hat Ihr Bruder in Amerika Verwandte hinterlassen, die sich nachträglich gemeldet haben?" fragte er dann. „Sie müssen da sehr vorsichtig sein."

Die Miene des alten Fräuleins verfinsterte sich rasch und sie wurde sehr bleich.

„Nein," entgegnete sie beinahe rauh. „Sie wissen, der gegenwärtige Freiherr v. Birkenweiler hatte einen älteren Bruder, der hier auf eine sehr unerwartete Weise zu Tode kam, in derselben Nacht, als der alte Freiherr starb."

„O ja — ich erinnere mich des jungen Herrn noch sehr wohl, ein offener, liebenswürdiger, edler Charakter. Es war schade um seinen frühen Tod, der auch den Tod seines beklagenswerthen jungen Weibes zur Folge hatte."

Eine Pause trat ein, das alte Fräulein holte tief Athem. Dann richtete sie ihre grauen Augen plötzlich mit durchdringender Schärfe auf ihr Gegenüber.

„Haben Sie dann nie daran gedacht, daß Paul ein Kind hinterlassen haben könne?"

Die Worte kamen langsam und deutlich über ihre Lippen, während Herr Bornheim nicht sehr überrascht schien, er glaubte nicht an eine solche Möglichkeit — man hätte doch etwas davon erfahren müssen.

„Nein, gnädiges Fräulein, ich habe weder daran gedacht noch jemals nur das Geringste davon gehört."

„Ich glaube es Ihnen," sagte die alte Dame wieder, bedächtig, mit dem Kopfe nickend, „es ist aber geradezu unerklärlich, wie etwas derartiges verborgen bleiben konnte. Vielleicht wäre es auch nicht der Fall gewesen, wenn mich nicht die Gemeinheit der Welt an diese Scholle gebunden, wenn sie mir nicht meinen Verstand, mein kleines Nachdenken geraubt hätte."

In den letzten Worten lag eine furchtbare Bitterkeit, ein unüberwindlicher Groll, der tief, tief in dem Gemüth dieser einsamen Frau Wurzel geschlagen hatte.

„Dennoch hat Paul von Birkenweiler ein Kind hinterlassen und dieses Kind hat seit beinahe zwölf Jahren auf dem Schlosse gelebt," fuhr sie dann fort. „Haben Sie nicht davon gehört, daß die Freiherrin vor Jahren eine Spielkameradin für ihre Tochter angenommen hat?"

„Nie, — Sie wissen, gnädiges Fräulein, ich bin nicht mit der Familie des Freiherrn in Berührung gekommen."

„Ja, ja — ich weiß. Man hat es Ihnen nicht verziehen, daß Sie sich meiner angenommen," und darum die geschäftlichen Beziehungen mit Ihnen gelöst. Doch ich will Sie nicht länger mit Fragen und Andeutungen peinigen, sondern versuchen, Ihnen Alles möglichst klar und deutlich auseinander zu setzen. Beantworten Sie mir nur noch eine Frage: Kennen Sie diese Frau?"

Sie hielt dem Advocaten das Miniaturporträt entgegen, das Helene in ihre Hände gelegt hatte.

Nur einen Augenblick betrachtete Herr Bornheim die feinen, geistreichen Züge.

„Frau Lestoq," sagte er dann ohne Besinnen.

„Ich glaube nicht, Herr Bornheim, eine Aehnlichkeit täuscht Sie, wie sie mich im ersten Augenblick getäuscht hat. Sollte das Bildniß nicht dasjenige ihrer Tochter, der Gattin unseres Paul's sein? Meine gute Lestoq hat mir oft geschrieben, daß sie doch ein wenig einem alten Aberglauben verfallen sei, der aus der Aehnlichkeit einer Tochter mit der Mutter Unglück für das Kind herleiten wolle. Sie ist immer der Meinung gewesen, ihre Marianne sei ihr frappant ähnlich. In den Jahren, wo meine Freundin ihre Glanzperiode feierte, war derartige Malerei nicht Mode, sie dürfte mit Mariannens Jugend zusammenfallen."

Herr Bornheim mußte ihr Recht geben, und dann zeigte sie ihm das andere Bild, sie selbst als 20jähriges Mädchen darstellend. Auch dieses Bild mußte er als dasjenige der schönen Karoline von Birkenweiler anerkennen, die eines Tages durch ihre Anmuth und Herzensgüte alle Welt bezaubert hatte.

„Ich bin befriedigt," sagte die alte Dame mit lächelnder Miene. „Obschon ich die Fassung des Bildes noch zu genau kenne, war doch immer die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß dieselbe später wieder für ein anderes Porträt verwendet war. Wenn man aber so alt geworden ist und das runzelige Gesicht im Spiegel betrachtet, da ist es schon möglich, daß man nicht so recht an eine Identität glauben kann. Nun aber will ich Ihnen alles darauf Bezügliche mittheilen und dann Ihren Rath hören, was ich thun muß, um das Kind meines armen Neffen in seine Rechte einzusetzen."

Mit sehr gemischten Gefühlen folgte Herr Bornheim der mit großer Ruhe und Klarheit erfolgenden Auseinandersetzung des alten Fräuleins, aber seine Miene wurde von Minute zu Minute ernster, ungläubiger.

Er urtheilte nicht nach Gefühlen, nicht nach Möglichkeiten und Vermuthungen, sondern nach Thatsachen, und solche waren wenig vorhanden nach seiner Ansicht. Worin bestanden sie? Ein junges lebhaftes Mädchen hatte in einem Koffer auf dem Boden des alten Schlosses, neben einiger Wäsche, zwei Bilder gefunden, die ja sehr wohl aus dem Nachlaß der Frau Marianne von Birkenweiler stammen und auf irgend einer Weise in den Koffer gerathen sein konnten. Zwischen dem jetzigen Freiherrn und Tante Karoline einerseits, dem ältesten verstorbenen Bruder hatte immer ein gespanntes Verhältniß bestanden und hieraus konnte er sich auch erklären, daß man, um durch die Bilder nicht an verhaßte Personen erinnert zu werden, eine allerdings sehr werthvolle Fassung außer Acht ließ.

Was nun die fraglichen Wäschegegenstände mit den Buchstaben H. v. B. anbetraf, so konnten sie kaum als Beweis dienen. Hatte das junge Mädchen in seinem Eifer, in der Furcht, überrascht zu werden, nicht vielleicht andere Buchstaben gesehen, und war es möglich, Helenens Worten, daß sie in dem Bildniß ganz genau ihre verstorbene Mutter wieder erkenne, Glauben beizumessen? Das Alles wollte wohl erwogen sein. Wie konnte ein sechzehn- bis siebenzehnjähriges Mädchen sich der Züge einer Mutter erinnern, die sie zum letzten Male als sechs- oder siebenjähriges Kind gesehen hat.

Nichtsdestoweniger war er kein unachtsamer Zuhörer und doch auch neben dem Advocaten Mensch. Manches, was das alte Fräulein erzählte, mußte auffallen, wenn es auf Wahrheit beruhte, und jedenfalls waren vor Jahren sehr zweifelhafte Gerüchte über die Ehrenhaftigkeit des Freiherrn im Umlauf gewesen. Herr Bornheim erinnerte sich noch lebhaft der Zeit, wo hochachtbare Männer die Gemeinschaft des Freiherrn gemieden hatten, und erst nach und nach war Gras über die Geschichte gewachsen.

Das alte Fräulein war im höchsten Grade erstaunt, daß ihr Freund nicht alle ihre Muthmaßungen als bis zur Evidenz erwiesen ansah — wie konnte man nur zweifeln? Sie verhehlte ihre Mißstimmung auch nicht, und erst als Herr Bornheim ihr die Versicherung gab, daß es nicht so große Schwierigkeiten verursachen würde, sich Aufklärung zu verschaffen, da es doch Menschen geben müsse, die mit Paul v. Birkenweiler's und seiner Gattin Verhältnissen genau bekannt gewesen, wurde sie ruhiger, und nur ihre Bedenken, wie sie Kenntniß von all' den Dingen erhalten solle, da sie selbst zu schwach sei, um eine Reise unternehmen zu können, waren noch nicht beseitigt.

„Wenn Sie mir vertrauen wollen, gnädiges Fräulein, so stelle ich Ihnen meine Person zur Verfügung. Ich glaube zwar, daß Sie sich nutzlos beunruhigen, denn so wenig ich auch Gelegenheit gehabt habe, den Charakter Ihres Neffen von einer schätzenswerthen Seite kennen zu lernen, so glaube ich auch doch wiederum nicht, daß derselbe eines solchen unerhörten Verbrechens fähig sein würde. Eine einzige Reise nach N. wird die ganze Angelegenheit klar legen — im Uebrigen glaube ich gehört zu haben, daß die Gemahlin Paul's von Birkenweiler später, nach dem Tode ihres Gatten, noch wieder an einem Ra— —heimer Theater beschäftigt gewesen ist und noch viele Bewunderung erregt hat."

„Weiß der Himmel, Herr Bornheim, ich wünsche von ganzem Herzen, daß ich mich täusche, so schmerzlich es mir auch sein würde, das einzige Wesen, das ich liebe, nicht als mir zugehörig, wenigstens nicht als meine Verwandte betrachten zu dürfen. Sei dem aber, wie ihm wolle. Mag sie den Namen Birkenweiler oder Stein führen, sie wird meine Erbin sein."

Herr Bornheim hielt es zweckmäßig, zunächst die beabsichtigten Nachforschungen zu erledigen, aber die alte Dame bestand mit einer nervösen Hast und Unruhe darauf, daß wenigstens die Vorarbeiten erledigt und alle Bestimmungen getroffen werden sollten, so daß der Herr Advocat sich ihrem Willen fügen mußte.

„Ich bin alt und krank, Herr Bornheim, und da kann in einer Nacht viel geschehen. Machen wir vorläufig für Helene Stein Alles in Ordnung, unter welchem Namen sie auf Schloß Birkenweiler lebt. Ist es der ihrige, so kann das Testament bleiben, im anderen Falle werden wir nach Ihrer Rückkehr ein neues machen."

Dagegen ließ sich nichts sagen, und im Laufe des Tages entfaltete sich in der Klause eine fieberhafte Thätigkeit. Noch spät am Abend kam der Pfarrer und der Schullehrer aus dem Dorfe, von Frau Dietrich herbeigeholt. Nachdem das Geschäftliche erledigt war, ging es noch eine Weile recht lustig in dem kleinen Häuschen her und die Herren wußten die Vortrefflichkeit des Weines fürwahr nicht genug zu loben.

Der alte ehrwürdige Pfarrer mußte es auch übernehmen, den dürren Schullehrer, dem ein kräftiger Wein wohl keine Gewohnheit sein mochte, heimwärts zu geleiten, und Frau Dietrich trippelte hinterher, während Herr Bornheim noch eine Weile in traulichem Gespräch mit der alten Dame zusammenblieb.

Als er endlich aufgestanden war und seine Papiere zusammengerafft hatte, auch schon zum Abschied bereit stand, schien Tante Karoline noch in tiefem Sinnen verloren.

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

— Die Zahl sämmtlicher in Preußen angestellten Richter und Staatsanwälte beträgt 4204, die der Referendare 3937, der Assessoren 747. Die Zahl der Land- und Amtsrichter beläuft sich auf 3385. Die Aussichten der Referendare und Assessoren sind sehr trübe.

— Die Erzgießerei von Gladenbeck u. Sohn in Berlin hat treffliche Zinkguß-Reproduktionen des Niederwald-Denkmals in drei Größen hergestellt, worunter die größte in 50facher Verkleinerung nach Schillings Modell. Dieselben eigenen sich vortrefflich zu Tafelaufsätzen und zum Schmuck größerer Salons.

— Der in der Strafanstalt zu Kaulau bei Graz inhaftirte bekannte Gattenmörder Tourville, dessen Prozessirung s. Z. so ungeheures Aufsehen erregte, hat dort die Schriftsetzerei erlernt und es in dieser Kunst so weit gebracht, daß er, wie er sagt, sich zur Noth damit sein Brot verdienen könnte, wenn er frei würde und kein Vermögen hätte. Tourville ist sehr gealtect.

— Nach dem am 1. Jan. 1883 in Japan aufgenommenen Census beträgt die Einwohnerzahl dieses Landes 36,700,110, davon 18,598,998 männlichen und 18,101,112 weiblichen Geschlechts. Es gab 7,611,750 bewohnte Häuser, so daß auf jedes Haus durchschnittlich 5 Bewohner kommen. Japan hat drei Städte mit über 1 Million Bevölkerung, nämlich: Osaka mit 1,772,333, Hiogo mit 1,418,521 und Nagasaki mit 1,204,629 Einwohnern; dann folgen die Hauptstadt Tokio mit 987,887 und Kioto mit 835,215 Menschen. Die japanische Armee besteht aus nicht ganz 120,000 Mann.

— In den Turnerkreisen in Dresden hat ein Deutsch-Amerikaner, Hr. Bohlig aus New York, im Kraftturnen großes Furore gemacht. Ein Dresdner Blatt schreibt: Die Leistungen dieses Herrn sind geradezu eine phänomenale Erscheinung auf diesem Gebiet. Eine große Anzahl von Zeugnissen und Diplomen von den ersten turnerischen und wissenschaftlichen Autoritäten nennen seine Kraftleistungen unerreicht und bezeichner ihn als den gegenwärtig stärksten Mann der Erde. Die „Deutsche Turnzeitung" betont bei diesen Produktionen die außerordentliche Ruhe und Eleganz, mit welcher Herr Bohlig seine fast unglaublichen Kraftleistungen vollbringt. — Auch bei den im letzten Sommer in Frankfurt a. M. veranstalteten athletischen Spielen hat ein New Yorker Turner, Hr. Karl Fettig, den deutschen Turnern gezeigt, was 'ne Harke ist. Trotzdem gegen den „Amerikaner" die landesüblichen Vorurtheile herrschten, so daß er nur unter der Maske eines Mainzer Turners zur Theilnahme zugelassen wurde, mußte er wohl oder übel mit einem Preise bedacht werden.

— Angesichts der Gefahren, welche den Europäern in Egypten seitens der fanatischen Bevölkerung nach Abzug der englischen Truppen droht, taucht schon der wunderliche Vorschlag auf, daß obige Europäer den — Fürsten Bismarck um eine Besatzungsarmee für den Fall des Abzugs angehen sollen. So wenigstens schreibt C. Royle in einem Brief an die „Times". Die einheimischen Truppen und Gendarmen, mit welchen Sir E. Wood und Baker Pascha das Land in Ordnung erhalten wollen, sind nach Royle völlig unzuverlässig, denn sie bestehen einerseits aus 8000 Fellah-Rekruten, welche kaum die Routine des Dienstes kennen, und dann aus alten Soldaten der früheren Armee Arabis, welche ihren jetzigen englischen Officieren seiner Zeit mit den Waffen in der Hand gegenüberstanden. Zieht die englische Armee ab, so wird es keinem Capitalisten einfallen, Geld in Egypten anzulegen; ohne fremdes Capital ist aber Egypten financiell vernichtet, denn abgesehen von der gesammten Handelskrise durch den jüngsten Krieg, ist Egyptens Budget noch mit 5 Millionen Pfd. Sterling Entschädigungsgelder belastet. Der Brief schließt mit den Worten: „Indem wir unsere Truppen zurückziehen, stürzen wir Egypten in Anarchie und ziehen uns den Hohn und die Verachtung der ganzen Welt zu." Es ist dies nur eine Stimme aus dem Publikum, aber der Schreiber hat ein Jahrzehnt in Egypten gelebt. Andere werden folgen und es müßte wirklich mit seltsamen Dingen zugehen, wenn Gladstone auf seinem Beschlusse beharrte.

— In Paris wird es den Staatsmännern der französischen Republik und denen, welche sich dafür halten, etwas unheimlich zu Muthe. Die „Republique française", die Rüstungen Italiens und anderer Mächte besprechend, verlangt die sofortige Bildung des mehrerwähnten Raths der National-vertheidigung, die Küstenbefestigung im mittelländischen Meere sowohl in Algier wie auf französischer Seite und Mobilisirungsversuche bei den See- und Landtruppen. Wenn es brenne, sei es zu spät, die Spritzen zu probiren. Diese Beunruhigungsrufe haben vielleicht noch den Zweck, durch den Schrecken vor Gefahren in der auswärtigen Politik in der inneren Politik die Einführung eines „strammeren Regimentes" zu erleichtern. In Pariser ministeriellen Kreisen wird wenigstens im Hinblick auf die „allgemeine europäische Situation und die immer gebieterischer hervortretende Nothwendigkeit der Bildung einer stabilen Regierung", die Frage erörtert, ob es nicht rathsam sei, die Verfassungsrevision auch auf die Präsidentschaft der Republik zu erstrecken. Es wird geltend gemacht, daß die direkte Wahl des Präsidenten durch das allgemeine Stimmrecht der Regierung eine größere Autorität verleihe. Die Durchführung dieser Reform im gegenwärtigen Augenblicke werde außerdem den gefährlichsten Gegnern der Republik eine Waffe aus den Händen winden, die bestimmt sei, in ernsten Krisen zur Anwendung zu kommen.

— Ein Rundschreiben des russischen Unterrichtsministers an die Kuratoren der einzelnen Lehrbezirke hebt den schädlichen Einfluß der wegen schlechter Aufführung relegirten früheren Studenten hervor, welche die Studirenden zur Bildung von Korporationen, Kassen und Versammlungen anreizten, durch Anstiften von Unruhen die Lehrvorstände zu weiteren Ausschließungen nöthigten und dadurch in den Familien wie in der Gesellschaft Mißvergnügen hervorzurufen suchten. Die bisherige Milde mußte daher strengeren Maßregeln Platz machen; die Gesuche der Relegirten um Wiederaufnahme seien abgelehnt. Die Kuratoren sollen den Studenten einschärfen, daß sie keine politische Rolle spielen und nur Lernende sein dürfen.

— Als ein gutes Zeichen wird es betrachtet, daß die Schwalben und Sperlinge, welche Egypten seit Beginn der Cholera-Epidemie verlassen hatten, dort wieder erschienen sind, namentlich in Kairo. Diese Rückkehr soll das Aufhören der Epidemie anzeigen. In der That hat man in mehreren analogen Fällen bemerkt, daß diese Vögel von der Cholera heimgesuchte Städte verließen, und zurückkehrten, sowie die Plage anfing nachzulassen oder aufhörte. Dieser Fall trug sich in Petersburg im Jahre 1848 und im westlichen Preußen im Jahre 1849 zu.

— Aus Trier wird rheinischen Blättern vom 18. Oktober geschrieben: „Die Schlußvertheilung der von Staatswegen noch vorhandenen Unterstützungsgelder für die vorjährigen Ueberschwemmten im Regierungsbezirke Trier ist im Gange. Die Regierungshauptkasse wird in den allernächsten Tagen in den Besitz der Anweisungen gelangen." Die Unterstützungen wurden natürlich bewilligt, um den Ueberschwemmten möglichst schnell zu helfen; kein Mensch hat damals daran gedacht, daß die Gelder erst nach zehn Monaten zur Auszahlung gelangen würden; man nahm vielmehr an, daß sie dazu bestimmt seien, den armen Leuten Mittel in die Hand zu geben, um ihre Wohnungen wieder in Stand zu setzen, Saatkartoffeln und Saatgetreide zu beschaffen etc. Daß erst nach der nächsten Ernte die Schlußvertheilung in Gang kommen könnte, hatte wohl Niemand erwartet. In der obigen Meldung widerspricht noch dazu der zweite Satz dem ersten. Wenn die Regierungshauptkasse erst in den „allernächsten Tagen" in den Besitz der Anweisungen gelangt, so kann die Schlußvertheilung nicht schon im Gange sein. Vielmehr muß man noch befürchten, daß noch einige Zeit vergehen wird, ehe es dahin kommt. Die Regierungshauptkasse muß zur Auszahlung die Steuer- oder Gemeindekassen in Anspruch nehmen. Da aber die Regierungshauptkasse am 18. selbst noch nicht im Besitze der Anweisungen war, so können Angesichts des bei unseren Behörden üblichen Geschäftsganges bei den örtlichen Kassen wahrscheinlich in diesem Monate die Gelder nicht mehr zur Auszahlung gelangen. Vielleicht ist irgend ein Mitglied des Abgeordnetenhauses so neugierig, daß es bei der Rechnungsablegung sich einmal nach dem Zeitpunkt erkundigt, wann die Unterstützungen ausgezahlt worden sind.

— Seit einigen Tagen tragen die Mannschaften und Officiere des Braunschweigischen Husaren-Regiments den weißen, metallenen Todtenkopf mit der Umschrift: „Peninsula, Waterloo, Mars la Tour" vor der Pelzmütze, die Offiziere auch vor der Mütze. Dieses Abzeichen gab der Herzog Friedrich Wilhelm dem gesammten Corps, sowohl der Cavallerie als der Infanterie, mit welchem er im Jahre 1809 in Verbindung mit Oesterreich gegen Napoleon in den Kampf zog und sodann, ausgeschlossen von dem Frieden zu Znaim, den Zug von Böhmens Grenze bis zur Ostsee machte. Den blanken Todtenkopf, mit den kreuzweis unter demselben liegenden Beinknochen, trugen die Braunschweiger sodann auch später in Spanien (im „Peninsulakriege") und bei Waterloo, und dieses Zeichen stimmte zu der Uniformirung, welche aus einem schwarzen Schnürenrocke mit blauem Kragen, gleichfarbigen Beinkleidern und Czako bestand. Das Corps wurde in Oels organisirt und der Umstand, daß dort Herzog Sylvius Nimrod von Oels im Jahre 1652 den Orden vom Todtenkopfe gestiftet hat, soll den Herzog Friedrich Wilhelm veranlaßt haben, jenes Abzeichen zu wählen. Dasselbe trägt auch in der preußischen Armee das erste und zweite Leibhusarenregiment.

— Wegen einer vor 5½ Jahren begangenen Majestäts- und einer vor 6½ Jahren begangenen Prinzenbeleidigung ist der Reichstagsabgeordnete und Fabrikbesitzer Richter zu Liegnitz angeklagt und verurtheilt worden. Richter hatte eine Tochter standesamtlich trauen lassen und hatte mit dem Pastor Lemme ein Privatgespräch über die Anwendung auch des kirchlichen Trauformulars. Da er dieses nicht haben wollte, machte der Pastor ihn darauf aufmerksam, daß dasselbe auch in „allerhöchsten" Kreisen Eingang gefunden habe. Trotzdem wies es Richter zurück, und zwar in einer als Majestätsbeleidigung bezeichneten Aeußerung. Alles ging gut, bis Richter 4 Jahre später zum Reichstagsabgeordneten gewählt wurde. Dann beschuldigte ihn der Pastor Lemme in Gegenwart des Amtsvorstehers B. Uechtritz der Majestätsbeleidigung. Uechtritz, der ein Feind Richters ist, denuncirte diesen, und obwohl Lemme der einzige Zeuge der vor 5½ Jahren gethanen Aeußerung war, wurde Richter nicht nur zu sechs Monaten und einer Woche Gefängniß, sondern auch zum Verluste seiner Ehrenämter, mithin auch des Reichstagsmandats, verurtheilt. Die Prinzenbeleidigung soll Richter begangen haben, indem er sich im Freundeskreise über die Prinzen äußerte, die hohe Apanagen beziehen und nichts thun.

— Es galt bisher allgemein als feststehende, unerschütterliche Meinung, daß das bekannte Wort: „Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang, der bleibt ein Narr sein Lebelang!" von Dr. Martin Luther herrühre. Doch dem ist nicht so. Wie der Lutherforscher Professor J. Köstlin in Halle nachweist, findet sich in den gesammten Schriften Luther's nirgends und auch nicht ein einziges Mal dieser Sprachvers vor, auch nicht in dem vom Weimarer Hofprediger Joh. Aurifaber in den Jahren 1556 und 1565 herausgegebenen zwei Bänden der „Tischgespräche oder Tischreden" und auch nicht in den unedirten Handschriften in der Bibliothek zu Wolfenbüttel. Luther hat den Spruch niemals geschrieben und niemals gesprochen. Zum ersten Male kommt derselbe vor einhundert Jahren in einem Gedichte von Julius von Voß (geb. 1768, gest. 1832) vor. Die Nicht-Autorschaft dieses beliebten Sing- und Trinkspruches hindert jedoch nicht, Luther als großen Freund der „Frau Musika" gelten zu lassen, die er in einer Ode im Style von Hans Sachs besang und nicht nur selbst eifrig verehrte (er spielte Laute, Flöte und ein Bischen Orgel und sang sehr schön), sondern auch dringendst seinen Anhängern und Schülern empfahl. Er war aber nicht blos Kenner der Musik, sondern komponirte selbst.

— In Petersburg hat man dieser Tage die im Auslande erscheinende erste Nummer des „Westnik Navodnoi Woli" (Bote des Volkswillens) erhalten. Große Aufregung erregte in den dortigen sozialistischen Kreisen ein in derselben zum Abdruck gebrachter Brief Netschajew's an den jetzigen Kaiser. Netschajew wurde vor ca. 10 Jahren ausgeliefert und verurtheilt; man glaubte, derselbe sei längst nicht mehr unter den Lebenden, und jetzt stellt es sich nach dem Briefe heraus, daß derselbe noch gegenwärtig in der Petersburger Festung in den Kasematten des Alexis-Ravelins gefangen gehalten wird. In dem Briefe beklagt derselbe sich über die schreckliche Behandlung, welche sowohl ihm als den anderen Inhaftirten zu Theil wird. So habe man beispielsweise ihm das wenige Licht, das seinen Kerker erleuchtete, entzogen; namentlich hebt er die furchtbare Strenge des jetzigen Commandanten Gavetzki und die Unmenschlichkeit des Obergefängnißaufsehers Filimonoff, der eine Creatur des Ersteren ist, hervor. Der Brief, welcher durch glückliche Umstände nicht in die Hände der Aufseher gefallen, sondern in die Hände der Sozialisten gelangte, ist auf einem gedruckten Blatt Papier mit Blut geschrieben, wobei freilich Vieles unleserlich geblieben.

Gruß an München.

Drei Bursche ziehen die Isar entlang,
Da klingt es von Weitem wie Maßkrügelklang;
Da ragen zwei Thürme wie Humpen empor,
Da tritt aus dem Nebel Fein-München hervor.

Der Eine wirft jauchzend von sich den Schuh:
„Fahr' hin, zerlumpter Gefährte Du!
Wo rastlos schafft und gedeihet die Kunst,
Da lächelt dem Fleiß'gen Fortuna's Gunst!"

Der Andere schleudert zur Höhe den Stab:
„Fahr' hin! Das Wandern ich satt nun hab';
Wo unerschöpflich der Bierstrom fließt,
Da hält der Vernünft'ge still und genießt!"

Der Dritte kräuselt mit flüchtigem Sinn
In ringelnden Wolken den Rauch vor sich hin:
„Fahr' hin, mein Liebchen im fernen Land,
Hier sind mir Zehne statt Einer zur Hand!"

— Wirthin: „Ach Gott, jetzt sind wir gar unser dreizehn am Tisch, da gibt's gewiß ein Unglück!" — Gast: „Sorgen Sie sich nicht, Frau, ich ess' für Zwei!"

— Pfarrer: „Aber Kratzmayer, gestern war't Ihr schon wieder betrunken, wißt Ihr denn nicht, daß das Saufen ein Laster ist?" — Kratzmayer: „Jawohl, Herr Pfarrer! aber a schön's."

— „Ach bitte, schönster Herr, schenken Sie mir etwas" — flehte eine alte Bettlerin in kläglichem Ton — „ich hatte ein blindes Kind, — das war meine einzige Stütze, — und nun hat der arme Kleine sein Augenlicht wiederbekommen."

— „Sag' mir doch, Michl, warum seid Ihr Militärs just die treulosesten Liebhaber!" — „Ganz einfach, Leni, darum, weil wir unserem Kriegsherrn lebenslängliche Treue schwören müssen; also bleibt für Euch rein nix mehr übrig."

— Wo die Noth am größten ist die Hilfe am nächsten. „Gott sei Dank, daß Sie endlich da sind, Hr. Doktor, unser Kranker leidet sehr und scheint sterben zu wollen!" — Doctor: Was tausend, sterben will er? Na, da bin ich ja schon!

— Professorin der Geschichte: „Es sind mir doch gewaltige Zweifel aufgestiegen, ob 1618 wirklich das Anfangsjahr des dreißigjährigen Krieges gewesen? In keiner einzigen Chronik des genannten Jahres habe ich es noch als solches bezeichnet gefunden."

— Auch ein Beruf. Berufsstatistik-Zähler: „Sagen Sie mir, Frau Meyer, womit beschäftigt sich denn der Herr eigentlich, der nun schon seit circa fünf Jahren bei Ihnen wohnt?" — Frau Meyer: „Weiß nicht. Die vielen Jahr, seit er da ist, hat er noch nie 'was anderes gemacht, als halt nur g'wohnt."

— Höfliche Einladung. Ein Herr von Habenichts begegnet einem gut situirten Freunde, begrüßt ihn herzlich und spricht: „Würdest Du wohl heute mit mir zu Mittag speisen wollen?" — „Herzlich gerne." — „Dann sei so freundlich und lasse ein Couvert mehr auflegen. In einer Viertelstunde bin ich bei Dir!"

— Einfache Erklärung. Fremder (vor der Kunstausstellung): „Sie entschuldigen, was bedeuten denn wohl die vielen verschiedenartigen Flaggen da?" — Münchener: „Das kann ich Ihnen ganz genau sagen. Sehen S', das sind die sämmtlichen Farben, mit denen alle die Bilder in der Ausstellung gemalt worden sind."

— Schlagender Gegengrund. „Sehen Sie, Herr Fähnrich, was Napoleon der Erste in der französischen Geschichte ist, das war Cäsar in der römischen!" — „Ach gehen Sie doch mit Ihrem Cäsar, Herr Professor! Wenn der ein rechter Soldat und kein schulfuchsiger Pedant gewesen wäre, so hätte er seine Kriege nicht lateinisch geschrieben!"

— Kunst und Leben. Regisseur: Aber, mein Fräulein, Sie spielen Ihre Rolle mit viel zu wenig Leidenschaft! Versetzen Sie sich doch in die Lage, daß Sie sich von einem Manne verlassen sähen, den Sie mit aller Kraft ihrer Seele geliebt hätten! Was würden Sie in einem solchen Falle thun? — Schauspielerin: Ich würde mich alsbald — nach einem anderen umsehen!

— Wirkungen der Furcht. ....„Ja, mein Freund, als ich das sah, hatte ich solche Furcht, daß meine Haare sich in ihrer ganzen Länge auf meinem Kopfe aufstellten, so zwar, daß mein Hut dadurch an die Decke flog." — „Da habe ich noch Entsetzlicheres gesehen, und zwar solches, daß sich mir die Kopfhaut im Augenblick auf die Haare stülpte; — und seitdem habe ich eine Glatze!"

— Der älteste Stammbaum. „Sehen Sie, lieber Freund, in diesem Stammbaum ist unsere Familie bis auf Noah zurückgeführt! Nicht wahr, einen solchen Stammbaum haben Sie doch noch nicht gesehen?" — „Doch, doch, Herr Baron! In einem Schlosse in Schottland sah ich einmal einen solchen, der bestand aus einem ganzen Pergamentband und auf Seite fünfzig desselben stand am Rande die Bemerkung: „Um diese Zeit wurde die Welt erschaffen!"

— Eingeschmuggelt. „Sie, Herr Schlaumeyer, Sie waren ja auch auf dem Künstler-Maskenball! Wie kamen Sie denn da hinein? Sind Sie denn ein Künstler?" — „Das gerade nicht; eine Eintrittskarte konnte ich nicht bekommen, war mir auch, nebenbei gesagt, etwas zu theuer. Da ziehe ich meinen Frack an, hänge mein weißes Taschentuch wie eine Serviette über den Arm, und — der Kassirer läßt mich, in dem Glauben, ich sei — Kellner, ganz ruhig passiren."

— Wie, was, wo? Ein Börsenbesucher, welcher in seinen Mußestunden sich als Heirathsvermittler beschäftigt, brachte über die Chancen der einen Mann begehrenden Dame an die Börse folgenden artigen Witz: Junge und schöne Damen, denen ein Heirathskandidat präsentirt wird, stellen sogleich die Frage: „Wie ist er?" In den Jahren der Ueberlegung fragen sie bereits: „Was ist er?" Reif gewordene Jungfrauen aber stürzen sogleich mit der Frage vor: „Wo ist er?"

— Strenge Logik. Lehrer: „Die Vögel sind meistens nützlich dadurch, daß sie sich von Insekten nähren, die den Pflanzen Schaden zufügen. Kannst Du mir solche Vögel nennen, Meyer?" — Meyer: „Gewiß, die Finken, die Rothkehlchen, die Meisen." — Lehrer: „Was sind also diese Vögel?" — Meyer: „Nützliche." — Lehrer: „Wißt Ihr noch mehr solche Vögel, die Insekten fressen?" — Müller: „Die Nachtigallen, die Amseln." — Lehrer: „Ganz recht. Was sind also die Nachtigallen und Amseln?" — Müller: „Schädliche Vögel." — Lehrer: „Wieso denn?" — Müller: „Weil sie den nützlichen Vögeln das Futter immer wegfressen."